

Helga Dannbeck

Internatserziehung – Chancen und Risiken

Vorurteile und Voraussetzungen

In Deutschland gibt es im Wesentlichen drei Meinungen über Internate:



1. Wer gute Erfahrungen gemacht hat, befürwortet Internate: in der Regel wegen des geregelten Tagesablaufes, der vielfältigen Freizeitangebote auf hohem Niveau und wegen der unübertroffenen guten und vielseitigen sozialen Erziehung, die nur in einer großen Gruppe von Kindern angeboten werden kann. Man erwartet einen durchpädagogisierten Alltag und eine hervorragende schulische Ausbildung, die durch die enge Verbindung von Schule und Lebensraum gewährleistet werden kann.
2. Wer ein Vorurteil hat, geht von einem Ort aus, an den Kinder abgeschoben werden, die sozial oder schulisch in Schwierigkeiten stecken oder karriereorientierten Eltern im Weg sind.
3. Ein anderes Vorurteil nimmt die Internatskosten in den Blick und geht von elitärer Ausbildung im Sinne von „die oberen Zehntausend unter sich“ aus. Der Adel bahnt dort angeblich Ehen an, Seilschaften für berufliches Fortkommen werden gebildet.
Dieses Vorurteil blendet aus, dass besonders die katholische Kirche auch auf niedrigstem Kostenniveau Kindern aller sozialen Schichten einen Ausbildungsplatz bietet, der einzigartig ist.

Die letzten beiden Vorurteile beruhen auf Hörensagen und sind sicherlich nicht durch einen Aufsatz auszuräumen, sondern nur durch Erfahrungen oder direkten Umgang mit „Produkten“ einer Internatserziehung. Im Folgenden will ich, basierend auf täglicher Erfahrung im Umgang mit Internatskindern und ihren Eltern, versuchen darzustellen, welche Chancen Internate bieten und welche Risiken, das heißt unerwartete Nebenwirkungen, Internatserziehung haben kann.

Wissenschaftlich untermauert wird dieses empirisch erworbene Wissen durch die im Herbst 2004 erschienene Studie „Das Internat“ von Professor Volker Ladenthin, Bonn. Ich gehe in diesem Aufsatz von uns aus, einem Internat in Reinkultur, also mit eigener Schule und nur vierwöchentlicher Heimreise. Trotzdem gilt das, was ich hier schreibe, weitgehend auch für andere Internatsformen, etwa die mit 5-Tage-Betrieb.



Helga Dannbeck

Heimschule Kloster-Wald

Erwartungen an das Internat

Die Gründe, warum Eltern ihr Kind in ein Internat geben, sind vielfältig: Tradition, Einzelkind-Nöte oder Delegation der Erziehungsaufgaben wegen der Berufstätigkeit eines alleinerziehenden Elternteils sind nahe liegende Gründe.

Aus Sicht der Kinder ist es häufig vernünftig, die Eltern zu verlassen, wenn diese plötzlich „spießig“ werden und beginnen, so sehr wegen „Nebensächlichkeiten“ wie Pünktlichkeit, Ordnung, Freundeskreis oder Hausaufgaben zu nerven, dass ein entspanntes Miteinander gar nicht mehr möglich ist.

Anfragen genervter Eltern, die ihrem Spross mit dem Internat drohen, falls er nicht endlich spurt, werden dagegen von Internatsleitungen in der Regel schon am Telefon abgewiesen.

Dass Kinder, die nach psychischer Erkrankung wieder in den normalen Schüleralltag eingliedert werden sollen, dies am besten unter gesunden Gleichaltrigen können, ist sicher eine richtige Grundannahme. Sie werden aber nur dann aufgenommen, wenn sie mit Sicherheit so stabil sind, dass sie die Gruppe nicht untragbar belasten. Internate ohne therapeutisches Fachpersonal werden die Internatsgruppe mit solchen Kindern nicht überfordern.

Die Trennung von Kindern und Eltern

Der Tag der Anreise nach den Sommerferien ist *immer* ein spezieller Tag. Die *erste* Anreise der neuen Familien bleibt ihnen unvergesslich. Diese Situation lässt sich nicht üben, selbst wenn Eltern und Kinder sich mental auf Heimweh und Tränen – die eigenen und/oder die des jeweils anderen – eingestellt haben. Heimweh dauert etwa 14 Tage, bei Eltern eher länger. Sehr selten gibt es Kinder, welche die Trennung von zu Hause nicht schaffen; das muss man hinnehmen ohne womöglich irgendwo eine Schuld zu suchen.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ändert sich, wenn der gemeinsame Alltag in zwei räumlich getrennte aufgeteilt wird. Zum Beispiel reduzieren sich altersbedingte Erziehungsschwierigkeiten in der Regel innerhalb weniger Wochen. Wenn das pädagogische Personal eines Internates die Auseinandersetzungen um Regeln und Hausaufgaben übernimmt, können Eltern und Kinder wieder über Anderes reden, anstatt einander dauernd auf die Nerven zu gehen.

Aber: Die Internatseltern können den Alltag ihrer Kinder nicht mehr einfach so verfolgen. Wer auf das Telefon beschränkt ist, erfährt nur die Höhen und Tiefen eines Kinderalltags. Wenn es *nicht* läutet, sind der Sorge erst recht keine Grenzen mehr gesetzt. Wie läuft denn der Alltag meines Kindes, wenn ich ihn nicht behüte? Wer bringt es ins Bett und kennt alle seine Schlichen, wer tröstet bei Krankheiten und Traurigkeit? Wer weiß, was es gerne isst und was ihm wirklich ein Gräuel ist? Und vor allem: *wie* geschieht das? Ist in einem Betrieb mit so vielen Kindern überhaupt

Raum auf die besonderen Bedürfnisse meines Kindes einzugehen? Eltern sehen doch gleich, was mit dem Kind los ist, oder? Können das Leute leisten, die mein Kind nicht von Anbeginn kennen? Vertrauen zu haben ist höchstens dann leicht, wenn alles gut läuft. Es kann auch passieren, dass die Stille dröhnt, wenn kein Kind mehr da ist. Der elterliche Alltag verändert sich. Viele Eltern unterschätzen ihr eigenes Heimweh und müssen tapfer sein, wenn ihr Kind am Telefon traurig klingt. Tapferkeit ist erst recht nötig, wenn das Liebste, das sie haben, sich

Helga Dammbeck



Kichernde Unterstufe

kaum gnädig zum Abschiedskuss herablässt, um endlich wieder im Gewusel der anderen Kinder zu verschwinden.

Die zurück gebliebenen Eltern sind zudem noch den unausgesprochenen Vorwürfen der Nachbarn und den ausgesprochenen der Verwandtschaft ausgesetzt, Rabeneltern zu sein. Aber: Ist der häufig nötige – oder inzwischen gesellschaftlich erwartete – formvollendete Spagat zwischen Beruf und Kindererziehung nicht häufig eine Überforderung? Es ist nicht schmerzfrei einzusehen, dass das Internat in vieler Hinsicht mehr bieten kann als das Zuhause. Familie ersetzen kann und will das Internat aber nicht. Im Gegenteil: ohne die Mitarbeit der Eltern kann Internatserziehung nicht vollständig gelingen.

Schockierend ist (und peinlich vor den ungebetenen Ratgebern), wenn die Haarfarben-Testphase *die* Überraschung zum Heimfahrtswochenende ist. Da gibt man sein Kind weg, in Hände, denen man vertraut, und nun bekommt man es erblondet zurück oder ungewohnt altklug. Was ist passiert? Das Ausprobieren eines ganz anderen Stils und auch die damit verbundenen missglückten Experimente gehören zum Erwachsenwerden wie der magische 13. Geburtstag. Eltern wissen manchmal nur theoretisch, dass diese Phase durchlebt werden muss. Wäre das Kind zu Hause, hätte man mit ihm da hineinwachsen können, die Veränderung wäre kein solcher Schock gewesen. Schwierig auszuhalten ist, dass die Frage, ob die Entwicklung auch so verlaufen würde, wenn das Kind zu Hause leben würde, nicht mit letzter Sicherheit zu beantworten ist.

Die Kinder in der Obhut „fremder Menschen“

Eltern sind nicht zu ersetzen. Die Erziehenden müssen tatsächlich jedes einzelne Kind erst kennen *lernen*. Dass sie das umfassend tun können, garantiert ihre pädagogische Ausbildung und ihre große Erfahrung. Erzieher sehen also auch, wenn etwas nicht in Ordnung ist. Allerdings ist es – besonders in den oberen Klassen – nicht immer leicht heraus zu finden, *was* es ist. Aber vor dieser Frage stehen früher oder später sogar die *Eltern* pubertierender Kinder.

Ist nicht eine persönliche Beziehung die wichtigste Voraussetzung für gelingende Erziehung? Das ist unbestritten. Zwischen Internatskindern und ihren Erziehern muss diese Beziehung erst wachsen. Die Autorität ist zunächst strukturell und daher nicht verhandelbar. Notwendig weicht sie mit der Zeit persönlicher Autorität. Häufig ist die emotionale Distanz, die den betreuenden Erwachsenen glücklicherweise mit der Zeit abhanden kommt, auch hilfreich, um Respekt zu vermitteln. Relativ schnell entwickeln sich feste emotionale Bindungen zwischen Kindern und



Helga Dannbeck

Leo und Iris

neue Lernfelder auf: Die Jugendlichen weihen ihre Eltern einerseits in Internats-Schelmereien ein und flehen andererseits bei der Erzieherin um Erbarmen, sich mit den Eltern nicht über Disziplin-Fragen auszutauschen. Die jeweils angefragten Vertrauten fühlen sich geschmeichelt. Das kommt in den besten Familien vor, in den Patchwork-Familien und auch in den sogenannten intakten: wenn Mama nicht tut was ich will, frage ich Papa. Das ist sehr normal und kein Charakterfehler. Dauerner Austausch der Erwachsenen ist in Familie *und* Internat nötig, damit sich das notwendige Lernfeld nicht zum Ausspielfeld entwickelt.

Internatskinder erproben sich an den Erziehern und lernen „sie zu nehmen“. Dabei schießen sie – wie zu Hause auch – gelegentlich über das Ziel hinaus und das können sie in einem relativ geschützten Raum. Wer etwas angestellt hat, lernt schnell, wie er sich den Erwachsenen gegenüber verhalten muss, um möglichst glimpflich davon zu kommen. In Maßen können die Jugendlichen sich geschützter erproben, weil die zuständigen Erwachsenen gelernt haben, *professionell* mit Regelverstößen und sogar *persönlichen* Angriffen umzugehen und pädagogisch darauf zu reagieren. Effektive Unterstützung in der Erziehungsarbeit kommt zweifellos von den anderen Jugendlichen, mit denen das fragliche Kind zu tun hat. Es ist eine echte Beruhigung zu sehen, dass Jugendliche sehr gut aufeinander achten und einander wirkungs- und liebevoll helfen wo Erwachsene schlicht nicht verstanden werden.

Gruppendruck und Leben in Gemeinschaft

Zurück zum Wechsel der Haarfarbe: dergleichen tritt im Internat häufig epidemisch auf. Das resultiert quasi zwangsläufig aus dem Risiko, das man eingeht, wenn man viele Kinder verschiedenster Altersstufen miteinander aufwachsen lässt: Eine findet etwas gut, alle machen mit, gehen weiter, probieren aus. Gruppendruck ist natürlich ein Thema im Internat.

Erziehenden. Es wird getröstet und gespielt, gestritten, und zugehört. Menschliche Wärme ist mehr als eine Voraussetzung für pädagogisch-wertvolle Ergebnisse. Geborgenheit ist Grundlage eines lebenswerten Miteinander, im Internat wie zu Hause.

Nun entstehen aber Dreiecks-Beziehungen und damit tun sich wieder

Gruppendruck – um bei diesem zu Unrecht ausschließlich negativ besetzten Begriff zu bleiben – ist aber zugleich einer der größten Vorteile der Internatserziehung. Wenn alle Hausaufgaben machen, fällt es leichter selber zu arbeiten, weil man nichts verpasst, wenn alle festsitzen. Dass Pünktlichkeit kein Selbstzweck ist, lernt sich leichter, wenn alle maulen, weil sie warten müssen, bis die letzte eintrifft. Ins-Bett-gehen ist nicht so schwer, wenn die anderen schon umgezogen sind. Und wer das Zähneputzen oder Aufräumen vergisst, bekommt eine unmittelbare Rückmeldung von den Zimmergenossinnen – wegen dieser Rücksichtslosigkeit.

Gruppendruck funktioniert im Internat allerdings anders als bei Tagesschülern. Jedes Kind verwendet einen erheblichen Teil an Energie, um zu einer Gruppe zu gehören. Kinder nehmen einander als „cool“, „angepasst“ oder „aufmüpfig“ wahr und schlüpfen selber in solche Rollen, in der Regel für die paar Stunden Schule am Vormittag. Im Internat funktioniert das nicht: Auch die mit den coolen Klamotten sind morgens strubbelig, auch die Rebellen haben mal Heimweh, auch den Stillen platzt irgendwann der Kragen. Neue Internatskinder brauchen viel Energie, um ihr Idealbild zu präsentieren. Charakterliche Unterschiede können jedoch nicht 24 Stunden am Tag überdeckt oder eingeebnet werden. Und wenn das Bild nicht mehr zu halten ist, braucht es Energie, sich davon zu verabschieden. Diese Energie fehlt im schlimmsten Fall vorübergehend in der Schule. Hat eine Schülerin aber ihren Platz gefunden, werden Energien frei. Dann gibt es ein sicheres soziales Gefüge, das trägt und schützt. Ab diesem Zeitpunkt spielt die Kleidung keine Rolle mehr, wenn man z. B. jemandem zum Geschichte-Lernen braucht. Das macht frei: Mit meinen Macken bin ich erträglich, weil ich lerne, die Macken der anderen zu ertragen. Und die Rückmeldung auf Fehlverhalten kommt unmittelbar. Wirkungsvoller wird sie, wenn sie annehmbar verpackt ist. Es ist äußerst belastend, mit jemandem zu streiten, den man dauernd um sich hat, also lernt man, zwar hart, aber fair miteinander umzugehen. Wohlgemerkt: man *lernt* das, man kann es nicht gleich.

Wo sonst hat ein Jugendlicher eine derart große Bandbreite an positiven und negativen Rollenmodellen und Möglichkeiten sich auszuprobieren? Eine entdeckt z. B., dass sie als Freundin hochgeschätzt ist, weil sie sich nicht dauernd in Szene setzt. Eine andere taugt als Vorbild. Die Jugendlichen lernen, sich demokratisch zu organisieren. Jede kann sich entfalten, und wo sie über das Ziel hinaus schießt, wird sie kritisch kommentiert und wo nötig korrigiert, weil sich aus der Menge der Kinder auch Widerstand und Alternativen wirkungsvoll formieren können. Natürlich gibt es im Internat weiterhin die Lauten, die Leisen und die Schicken und die mindestens 212 anderen Typen, aber es gibt sie nicht erbarmungslos starr. Die Kinder lernen miteinander zu leben, obwohl sie einander nicht ausgesucht haben.

Schwierigkeiten haben unter Umständen die Jugendlichen, die ihren eigenen Standpunkt nicht finden. Auch die, die besonders sozial begabt sind, können sich unter Umständen in all den Beziehungen verzetteln und sich selbst aus dem Blick verlieren. Diese Fälle sind allerdings sehr selten.

Pädagogisch wirksam ist auch das Vorbild der älteren Schülerinnen. Wo Erwachsene sich kaum verständlich machen können, genügt oft ein Blick der Älteren und schon benehmen sich die Jüngeren bei Tisch etwas besser oder lassen sich von einer Oberstufenschülerin bereitwillig Vokabeln abfragen, schriftlich sogar. Das funktioniert auch umgekehrt: Wo Jüngere dabei sind, benehmen sich die Älteren eher erwachsen und übernehmen Verantwortung.

Die Regeln und Werte-Erziehung

Im Internat gibt es alles, was es in „freier Wildbahn“ auch gibt: Alkohol und Zigaretten, und wenn man nicht sehr aufpasst auch Drogen. Alles, was es in der Gesellschaft gibt, findet sich auch im Internat. Anders als in der Gesellschaft sind aber die Mittel, diese Thematik zumindest klein zu halten, die Regeln und die dauernde Präsenz und Aufmerksamkeit professioneller Erwachsener. Auf das Ausprobieren verbotenen Handelns folgt eine direkte Konsequenz. Da gibt's kein Feilschen, da hilft kein Schmollen. Diskutiert wird auch im Internat – das muss auch sein, wenn Kinder mündig werden sollen – aber es ändert nichts an der Konsequenz. An dieser Stelle haben Eltern schnell Probleme, weil sie nicht exemplarisch handeln können. Wo aber für alle das gleiche gilt, zieht der Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht.

Feste Zeiten zum Essen, Arbeiten und Schlafen, feste Verpflichtungen für musische oder sportliche AGs, Gruppendienste und verpflichtende gemeinsame Aktionen gliedern den Internatsalltag. Jede weiß, wann sie was zu tun hat. Bestimmte Strukturen sind durch die Organisation eines Großbetriebs vorgegeben und daher unmittelbar einsichtig, auch wenn's unbequem ist. Ausnahmen sind natürlich möglich, aber sie erfordern Planung. Beliebigkeit und Unverbindlichkeit, oft als Spontaneität missverstanden, weichen Zuverlässigkeit und Halt. In der Regel empfinden Internatsschüler das höchstens in der Eingewöhnungsphase als belastend. Erschreckend viele Kinder bekommen erst im Internat einen strukturierten Tagesablauf angeboten und werden nun davon entlastet, sich selbst zu organisieren, ohne dass sie das je gelernt haben. Innerhalb der Grenzen, die nicht einmal sehr eng, sondern nur fest gezogen sein müssen, sind die Kinder frei. Besteht nicht die Gefahr, dass die vorgegebene Struktur das Erlernen eigenständiger Verantwortung behindert? Ich denke: Nein. Im Internat wird Regel-Mäßigkeit *trainiert* und zuneh-



Qynh, Johanna und Laura

Helga Dannbeck

FORUMSCHULSTIFTUNG

mend in die Verantwortung der Kinder gegeben. Hier das richtige Maß zu finden bleibt auch im Internat eine schwierige Aufgabe, weil Kinder unterschiedlich reifen. Es gibt manchmal – auch unter Kindern – schon Charaktere, die nur nach eigenen Regeln leben wollen und schwer annehmen, was sie nicht selbst aufgestellt haben. Das muss nicht unbedingt sozial unverträglich sein, führt im Internat aber zu so vielen Konflikten und Reibung, dass im Einzelfall eine andere Lebensweise sinnvoller erscheint.

Egal ob Kinder mit belasteten Beziehungen ins Internat kommen, schulische oder disziplinarische Schwierigkeiten mitbringen oder aus sogenanntem intaktem Umfeld kommen: in jedem Fall kommen sie mit bestimmten Vorerfahrungen und internalisierten Werten und Normen. Die Werte und Normen, die das Internatsleben regeln, können nicht wie in der Familie intuitiv vermittelt und gelebt werden. Sie werden besprochen, so weit es eben geht schon im Vorstellungsgespräch, damit sie von den Eltern mitgetragen und unterstützt werden können. Darüber hinaus aber gibt es andere Werte, die weniger explizit vorhanden sind. Sie werden nichtsdestoweniger verinnerlicht und stoßen unter Umständen mit den Familienwerten hart zusammen: So kann Internatserziehung dazu führen, dass Kinder sich vehement verteidigen, dass zum Beispiel Jemanden-Trösten viel wichtiger ist als ein ordentliches Zimmer. Das ist im Grunde ja auch richtig; natürlich ist es Aufgabe der Erzieher, darauf zu achten, dass wegen der Internats-Werte ein gesundes Maß an Zivilisation zumindest aufrecht erhalten bleibt.

In der Schule wohnen

Lebensraum und Lernort sind im Internat eng verbunden. Die Wege zwischen Unterrichteten und Erziehenden sind sehr kurz, Übergänge sind leicht möglich. Das Kind ist von pädagogischen Profis umgeben und kann so optimal gefördert und gefordert werden. Dadurch dass mehrere Kinder dieselben Lehrer und Stundenpläne haben, sind Hausaufgaben gut zu überprüfen und das gemeinsame Lernen

leichter zu organisieren. Was gesprächsweise gemeinsam gelernt wird, bleibt bestehen. Hilfe durch ältere Schülerinnen kann schnell beim Mittagessen verabredet werden. Eine Schule, die auch Zuhause ist, hat eine vertraute und freundliche Atmosphäre, die allen gut tut, die dort arbeiten.

Die Schwierigkeiten müssen erneut die Eltern aushalten. Nur durch gute Organisation können sie über die schulischen Fortschritte ihres Kindes wirklich auf dem Laufenden gehalten werden. Elternabende und Sprechtage erfordern unter Umständen lange Autofahrten. Das Telefon ist auch hier nur ein Ersatz.

Fazit

Internatserziehung gelingt nicht automatisch. Pädagogische Regeln allein und auch die professionelle Vermittlung richtiger Werte geben keine Garantie für eine gelingende Erziehung. Entscheidend ist die Eignung und die Bereitschaft der Kinder, die Angebote anzunehmen, die das Internat machen kann.

Die größte Chance, die das Internat bietet, ist das Leben und Lernen inmitten von anderen Kindern, in einem durch eine feste Struktur geschützten Raum. So viel Erprobungsraum fordert heraus, trainiert und erzieht für die Schule und für das Leben.

Wie dargestellt müssen die Risiken also hauptsächlich von den Eltern getragen werden. Sie zahlen den Preis, der ihren Kindern eine Vielzahl an Chancen bietet, die sie ihnen die Familie – jedenfalls in dieser Bandbreite – kaum bieten kann.

Die größte Befürchtung allerdings ist mit Sicherheit unbegründet: Eltern und Kinder verlieren einander durch die Internatserziehung nicht. Wäre das der Fall, müssten alle Internate, zumal die kirchlichen, umgehend geschlossen werden.